

LEIPZIG  
GRÜNDONNERSTAG  
16. APRIL 1987

Quietschend rollte der Zug in den Hauptbahnhof ein. Die dicke Staubschicht auf dem hohen Glasdach schluckte das Sonnenlicht, so dass in der gewaltigen Kuppelhalle über den Gleisen und dem breiten Querbahnsteig stets zeitlose Dämmerung herrschte, vermischt mit dem stechenden Gestank der Dieselloks und dem Geruch von altem Fett, der aus der Mitropa-Küche waberte. Das geschwungene Dach wurde von vernieteten Eisenträgern aufgespannt, sie waren von Ruß geschwärzt. Auch die mächtigen Mauern aus Sandstein trugen dunkle Spuren der Verwitterung. Fred stieg aus dem Zug und kreuzte den Querbahnsteig zur Osthalle. Er trug eine graue Hose mit scharfen Bügelfalten, eine graue Jacke, ein hellblaues Hemd, einen dunklen Binder, ein schwarzes Lederkoppel und schwarz glänzende Schuhe. Er hatte die Schirmmütze tief ins Gesicht gezogen. Eine ältere Dame stolperte vorbei. In der Eile schlug ihr Koffer gegen sein Schienbein. Sie drehte sich knapp um:

»Entschuldigen Sie, mein Zug ...«

Die Frau hastete zum hinteren Gleis, wo der Zug nach Westdeutschland wartete. Blau uniformierte Bahnpolizisten beobachteten die Reisenden, die zu den Waggons der Bundesbahn strebten. Fred fühlte Gänsehaut und ein enges Herz, gleißende Kreise drehten sich vor seinen Augen. Mühsam atmete er durch, bis der Anfall verflog. Dann lief er weiter zur Osthalle. Dort herrschte die Akustik einer Felsengrotte: Lautsprecherdurchsagen, Maschinenlärm und Stimmengewirr verschmolzen zu unverständlichem

Dröhnen. Aus dem Blumenkiosk in der Vorhalle tönte Volksmusik. Er zögerte, unschlüssig trat er in das kleine Geschäft. Es war fast fünf Uhr am Nachmittag, leer gähnten die Regale. Die Verkäuferin hockte auf einem Schemel in der Ecke.

»Tut mir leid, junger Mann«, sagte sie. »Ostern sind wir restlos ausverkauft.«

»Verstehe«, sagte er. »Da komme ich wohl zu spät.«

Sie nickte vielsagend. Er verließ den Kiosk und tauchte aus dem schummrigen Zwielficht in die Sonnenfülle vor dem Bahnhof, wo sich gelbe Straßenbahnen reihten und Passanten tummelten. Menschen quollen aus dem Gebäude, schoben ihn über die Ampel, über den Vorplatz mit den Wartehäuschen, bis er sich in einem kleinen Park fand, zwischen Beeten, aus denen zarte Krokusse trieben. Erschöpft setzte er sich auf eine Bank. Sein Puls raste. Die Kreise schrieben endlose Spiralen. Das muss eine Vergiftung sein, dachte er, wahrscheinlich durch den Raketentreibstoff. Er erinnerte sich, dass Wüstner ihn gehindert hatte, in den Trichter zu springen. Wieder hielt er Freilings Stiefel in der Hand, sofort kehrte die Übelkeit zurück. Du bist in Sicherheit, versuchte er sich zu beruhigen. Das sind nur Bilder. Die Steppe liegt hinter dir. Hier hast du nichts zu befürchten, in dieser Stadt kennst du jeden Stein. Die Übelkeit verging nicht.

»Na, Landser, auf Urlaub?«

Neben ihn schob sich ein hageres Männchen mit Spitzbart. Sein Pullover hatte Löcher und feuchte Flecken, seine Stimme knarrte. In der Hand hielt er eine Flasche Wodka, die er Winter unter die Nase stieß:

»Auch einen Schluck?«

Winter schob die Flasche beiseite. Glasige Augen musterten ihn. Das Männchen setzte die Flasche an und ließ den Fusel durch die faltige Kehle laufen. Danach rülpste er.

»Ordentliche Sache, so ein guter Tropfen.«

Er linste durch den Rest der Flüssigkeit, der in der Flasche verblieben war.

»Biste auf Urlaub?«

»Kann man sagen.«

»Verlängerter Kurzurlaub«, feixte der Typ. »Kenne ich. Bin zwar schon zwanzig Jahre von der Fahne weg, aber ...«

Er brach ab, um sich noch einen Schluck zu genehmigen. Hinterher wischte er sich mit dem Ärmel über die aufgeplatzten Lippen.

»Aber das ist wie heute, als wäre ich gerade raus. Obwohl es mir damals besser ging, viel besser. Klar, man musste malochen, aber die Armee hat auch ihr Gutes. Da lernen die jungen Schnösel, wo es langgeht.«

Eine Militärstreife strich über den Bahnhofsvorplatz, ein Offizier mit zwei Feldjägern, mit weißem Gurtzeug und weißem Koppel, die Maschinenpistolen über der Schulter. Winter ließ das Trio nicht aus den Augen. Über seine Haut raste kaltes Angstfieber. Er schüttelte sich und sagte:

»Die jungen Schnösel, ja, ja. Die können sich nicht alleine den Hintern abwischen.«

»Genau. Die wollen nur Karriere machen. Kaum Haare am Sack und schon in die Partei, dann zum Studium und einen möglichst hohen Posten abgreifen. Um unsereins kümmern die sich einen Dreck.«

»Dafür gibt es spezielle Organe«, meinte Winter bissig. »Im Arbeiter- und Bauernstaat gibt es für alles Organe. Die sind zuständig. Geh dorthin.«

»Von wegen Arbeiter und Bauern, das glaubste doch selber nicht. Hier regieren die Bonzen, diese feinen Pinkel da oben. Für uns bleiben die Abfälle. Schlucken und schön die Fresse halten.«

Er setzte die Flasche an, danach war sie leer. Die Militärstreife war aufmerksam geworden. Winter konnte aus den Augenwinkeln sehen, wie sie herüberstarrten. Der Alte keuchte:

»Eh, komm, lass uns noch einen trinken. Haste Geld?«

Winter stand auf. Bevor der Mann etwas erwidern konnte, tauchte Fred in das Gewimmel der Fußgängerzone. Die Streife hatte sich bereits auf seine Spur gesetzt. Er hielt an und wartete. Es waren ein Major und zwei blutjunge Fähnriche. Winter salutierte, wie es die Vorschrift verlangte:

»Feldwebel Winter, einundfünfzigstes Fla-Raketenregiment.«

»Sind sie auf Urlaub?«, fragte der Major streng.

Passanten strebten vorbei. Niemand schien auf die kleine Gruppe zu achten.

»Verlängerter Kurzurlaub mit Sonderurlaub.«

»Soso, Sonderurlaub«, wiederholte der Offizier. »Ihre Papiere bitte, Genosse Feldwebel.«

Winter zog seinen Urlaubsschein und den Dienstausweis aus der Tasche. Einer der Fähnriche grinste ihn an, der andere schaute dem Hintern einer Studentin nach. Sorgsam legte der Major die Seiten des Ausweises um.

»Haben Sie eine Unterkunft in der Stadt?«

»Ja.«

»Wo?«

Winter nannte die Adresse. Der Offizier reichte ihm die Dokumente zurück.

»Gut, dann gute Erholung, Genosse. Sie wissen Bescheid, wie Sie sich als Angehöriger der bewaffneten Organe in der Öffentlichkeit zu verhalten haben?«

»Natürlich.«

Der Major maß ihn und befahl:

»Wegtreten!«

Winter salutierte und verschwand in der Nikolaistraße. Fensterlose Ruinen gähnten ihn an, dunkle Höhlen mit vernagelten Türen und Einfahrten. Unter dem Dreck auf den Simsen konnte man erahnen, welcher Glanz früher auf diesem Viertel gelegen hatte. Die reich verzierten Skulpturen an den Fassaden waren zerfressen vom Taubenkot und

den Abgasen der chemischen Werke bei Espenhain, Böhlen und Bitterfeld. Tief hatte sich der saure Industriereggen in den Sandstein gefressen.

Ziellos lief Fred durch die Straßen, die seine Heimat sein sollten, das immergleiche Bild vor Augen: einen stinkenden Raketenkrater, einen abgerissenen Stiefel, das bleiche Gesicht Nikolenkos. Er hatte gehofft, in der vertrauten Umgebung zur Ruhe zu kommen, doch er nahm alles mit sich, und vor allem dies: Er war es, der Freiling an die Antenne geschickt hatte. Es war seine Schuld gewesen, er trug die Verantwortung. Und nun steckte er in dieser Stadt, die vom Untergang gezeichnet war, vom Sterben und vom allgegenwärtigen Ruin. Bilder aus seiner Kindheit drängten sich auf. Damals schien alles hell und leicht. Er schob die Gedanken weg. Die Bäumchen auf dem Sachsenplatz waren in fröhliches Licht getaucht, hinter ihnen gähnten verödete Fronten. Er wandte sich zum Marktplatz, zum Alten Rathaus, eines der wenigen restaurierten Gebäude, mit hübschen Zinnen auf dem roten Dach, Postkartenromantik für die Messe Gäste aus Westdeutschland. Er trottete zur Mädler-Passage und trat in den düsteren Flur ein, dessen hohe Decke einen schwingenden Hall erzeugte. Am Eingang von Auerbachs Keller standen Faust und Mephistopheles, im Zorn getrennt von einer Gruppe wütender Studenten, übermannshohe Skulpturen: *Betrug war alles, Lug und Schein*. Französische Touristen schossen Fotos. Lärmend stiegen sie zum Keller hinunter. Winter blieb mit den Figuren allein. Fiebernd lehnte er sich an den Granitsockel, auf dem die Studenten rangen. Auch hier roch es nach abgestandenem Fett, das kam aus der Küche des berühmten Restaurants, aber es störte ihn nicht, wenn er nur allein sein konnte, mit sich und seinen Gedanken. Mit sich und den Bildern. Mit sich und Thomas Freiling. Er dachte: Hättest du ihn nicht an die Antenne geschickt, wäre er noch am Leben.

Jugendliche strömten in die Passage, pfeifend und johlend. Achtlos gingen sie an den Statuen vorbei. Winter löste sich vom Granit und lief durch die verwinkelten Gänge zum Neumarkt. Auf der Straße klapperte ein Lieferwagen. Eiligen Schrittes nahm er eine Seitengasse, bis er schließlich vor der Universität stand. Der weißgraue Verwaltungsbau aus den Siebzigern türmte sich wie ein Klotz, dahinter erhob sich das steile Prisma des Hochhauses. Studenten lungerten vor den Hörsälen. Er überwand sein Zaudern und eilte in die Empfangshalle. Draußen, vor den großen Scheiben, lauerten das weiße Operngelände und der gedrungene Bau des Gewandhauses. Der Pförtner schaute von seinem Dienstbuch auf. Winter ignorierte ihn. Ein Paternoster brachte ihn in die dritte Etage, zu den Büros der Hochschulleitung. Die Farbe an den Wänden war abgegriffen, von der Decke hingen Kabel. Vor einer Tür blieb er stehen, atmete tief und klopfte. Keine Reaktion. Er klopfte nochmals. Spitz rief eine weibliche Stimme:

»Herein!«

Fred öffnete die Tür. Eine beleibte Mittvierzigerin hockte am Tisch und traktierte eine Schreibmaschine. Ihre Frisur war verrutscht, die Bluse glänzte frisch gestärkt. Herablassend schaute sie ihn an.

»Guten Tag. Ist mein Vater da?«

Die Frau verzog ihren Mund. Sie hatte hübsche Lippen, aber zu viel künstliche Farbe.

»Herr Professor hat eine Besprechung mit dem Rektor. Ich fürchte, da können Sie nicht stören.«

»Ich will nicht stören. Würden Sie ihm bitte sagen, dass ich hier bin und auf ihn warte?«

»Die Besprechung dauert vermutlich länger.«

»Ich gehe ins Mensacafé. Sagen Sie ihm das bitte.«

»Ich werde es ihm sagen, natürlich. Aber ich kann Ihnen nicht versprechen, dass Herr Professor gleich Zeit hat.«

Geschäftig blätterte sie im Terminkalender, der vor ihr auf dem Tisch lag.

»Nachher ist Senatssitzung, danach kommt eine Delegation aus Bulgarien. Ihr Vater ist ein viel beschäftigter Mann, wissen Sie.«

»Ich weiß. Er hatte nie Zeit. Sagen Sie ihm trotzdem, dass ich warte.«

Ergeben nickte sie, und Fred zog die Tür zu. Sofort ratterte die Schreibmaschine wie ein Maschinengewehr.

Das kleine Café befand sich im Erdgeschoss des Verwaltungstraktes. Es hatte große Fenster, und er wählte einen Tisch zum offenen Platz hin, zum Mendebrunnen vorm Gewandhaus. Ein Reisebus parkte vor dem Konzertgebäude, in den blauweißen Farben Bayerns. Die Kellnerin kam an den Tisch. Fred bestellte Kaffee. Am Nachbartisch saßen zwei Studentinnen. Sie paukten Betriebswirtschaft, das Einmaleins der sozialistischen Produktion. Eine Gruppe vietnamesischer Studenten hielt den Tresen besetzt. Aus der anderen Ecke des kleinen Raumes drangen Gesprächsfetzen über Blochs Irrtümer und die Philosophie des modernen Sozialismus. Der Mann, der zwischen blutjungen Studenten das Wort führte, war Doktor Meinecke, der Adlatus seines Vaters. Unauffällig wischte Fred Krümel von der Tischdecke.

»Nehmen Sie sich die Vorlesungen von Professor Winter vor«, hörte er den Dozenten sagen. »Arbeiten Sie den Abschnitt über den Revisionismus in der westdeutschen Linken durch. Dann sind Sie in der Klausur auf der sicheren Seite.«

Die Kellnerin brachte abgestandenen Kaffee, aber was machte das schon. Er konnte sitzen und vergessen, dass er Uniform trug. Er konnte auf den Platz sehen und für einen Moment der Illusion nachgeben, dass er niemals in Kasachstan gewesen sei, dass er gleich aus einem Albtraum erwachen würde. Über diese Gedanken legten sich

verzagte Schleier. Freilings Tod hatte alles verändert, alles vergiftet, überallhin verfolgten ihn die Selbstvorwürfe. Was noch schlimmer war: diese Lügen, die sich in seinem Leben ausbreiteten wie ein Geschwür. Die Rückfahrt von Aschuluk hatte drei Wochen gedauert, die Russen schienen die Rückreise bewusst zu verzögern. Kaum im Regiment angekommen, blieben ihm nicht einmal drei Stunden, um sich von Wüstner und Mahngold zu verabschieden. Jo wurde nach Prora versetzt, an die Ostsee. Schorsch schickten sie vorzeitig nach Hause, der Regimentsarzt attestierte ihm eine leichte Rauchvergiftung. Er selbst hatte einen Befehl zum Gefechtsstand der Luftverteidigungsdivision in der Tasche, irgendwo in der Nähe der polnischen Grenze bei Cottbus. Dort sollte er sich nach seinem Urlaub melden, am Morgen nach Ostern zum Dienstbeginn, Punkt fünf Uhr fünfundvierzig.

»Wozu diese Eile?«, hatte er Rybilski gefragt. »Wir sind eben erst zurückgekehrt.«

»Es steht Ihnen nicht zu, Befehle zu kritisieren, Genosse Feldweibel.«

»Was haben Ihnen die Russen erzählt?«

»Unsere sowjetischen Waffenbrüder, Genosse Winter, haben einen aussagekräftigen Bericht über Ihre Teilnahme am Übungsschießen verfasst. Ich bin nicht befugt, Ihnen Einzelheiten mitzuteilen.«

»Was hat Nikolenko zum Tod Freilings geschrieben?«

»Das ist geheime Verschlussache. Treten Sie weg!«

»Ich will wissen, was er über den unverantwortlichen Tod eines Soldaten berichtet hat!«

Rybilski lief rot an:

»Treten Sie weg, Genosse Feldweibel! Sonst zerreiße ich Ihren Urlaubsschein, und zwar auf der Stelle!«

Sanft schlug die Tür zum Café. Professor Winter kam herein, ein breiter, grauhaariger Mann mit kurzem Hals. Sofort unterbrach Meinecke das Gespräch, um sich zu



erheben, aber der Alte beachtete ihn nicht. Er schritt geradewegs zu Fred an den Tisch und ließ sich auf einen Stuhl fallen. Fred spürte, dass ihn verstohlene Blicke aus der Ecke trafen.

»Hallo, mein Junge«, sagte der Professor. »Wie geht es dir?«

»Ich habe zu essen, zu trinken und ausreichend Schlaf.«

»Brauchst du etwas?«

»Nein.«

Der Alte fasste seinen Sohn ins Auge.

»Ist etwas? Du kannst mir alles sagen.«

Winter war mit dem Vorsatz gekommen, offen zu sprechen, aber die Art, wie ihn sein Vater musterte, erinnerte ihn an die unzähligen Gelegenheiten, bei denen er ihm Offenheit angeboten und nur einen Vorwand für Agitation gesucht hatte. Auf den Zügen seines Vaters erkannte er eine merkwürdige Nervosität. Das mochte Überarbeitung sein. Oder etwas anderes. Misstrauen stieg in ihm auf. Der Philosophieprofessor Anton Winter war Prorektor für Erziehung und Ausbildung, ein hohes Tier in der Parteigruppe der Universität. Von Berufs wegen hatte er beste Verbindungen zur Staatssicherheit. Vermutlich wusste er Bescheid. Fred fragte:

»Warum bist du gekommen?«

Der Professor war überrascht.

»Du hast darum gebeten.«

»Du bist nie gekommen, wenn ich dich brauchte. Warum ausgerechnet heute?«

Umständlich zündete sich der Alte eine Zigarette an.

»Hast du etwas auf dem Herzen?«

»Vergiss es. Was macht die Philosophie? Was machen Blochs Irrtümer?«

»Bist du tatsächlich gekommen, um mir diese Frage zu stellen?«

Der Professor rauchte mit verkniffenen Augen. Fred sagte:

»Keine Ahnung, warum ich hier bin. Ich habe Russland gesehen. Ein mir unterstellter Soldat ist tot. Andere Leute verschwinden auf weniger dramatische Weise, mit einer Ausreisegenehmigung gen Westen.«

»Hat dir deine kleine Christenfreundin diesen Floh ins Ohr gesetzt?«

»Lass Anne aus dem Spiel. Sie hat damit nichts zu tun.«

Der Alte blies Rauch aus. Fred redete weiter, schleichende Wut kroch in ihm hoch.

»Als ich ein Kind war, hast du mich immer aufgefordert, Fragen zu stellen. Die Wahrheit zu suchen und zu verteidigen. Aber je mehr Fragen ich stelle, desto häufiger stoße ich an Grenzen. Desto mehr Lügen häufen sich an.«

»Der Sozialismus ist ein historischer Prozess, man darf nicht ungeduldig sein«, beschwichtigte ihn der Professor. »Auch ich wünsche mir, dass manche Einsicht schneller reift. Du solltest selbstkritisch sein: Vielleicht stellst du die falschen Fragen.«

»Wer regiert dieses Land? Das Militär? Die Russen? Eine Junta vom Geheimdienst? Ist das die neue Gesellschaft, von der du geschwärmt hast?«

Eine zarte Röte stieg dem Alten ins Gesicht. Mühsam beherrschte er sich:

»Du lebst im Arbeiter-und-Bauernstaat und hast die Chuzpe, von einer Junta zu sprechen!? Mein Junge, mir scheint, wir haben dir zu viel Zucker in den Arsch geblasen. Dieser Staat schenkt dir das Privileg, zu studieren. Du solltest dankbar sein.«

»Nimm es nicht persönlich, wenn ich undankbar bin. Meine Schuld ist beglichen. Und deine gleich mit.«

»Hör auf, Sprüche zu klopfen!«

»Hör auf, mir was vorzumachen, Papa! Hör auf, dir selber was vorzumachen. Von wegen Arbeiter- und Bauernstaat. Es ist ein einziges Gefängnis. Du hast keine Ahnung. Faselst von Blochs Irrtümern.«

Er stockte. Der Professor drückte die Zigarette aus.

»Bloch war ein Verräter«, zischte er. »Er blieb in der theoretischen Unreife der Westlinken verhaftet. Er wählte den Westen, ein unverbesserlicher Revisionist.«

»Und früher? Was war er für dich?«

»Früher war früher, und jetzt ist jetzt. Es gibt neue Erkenntnisse aus der Forschung, vor allem zu seinen letzten Jahren. Als er sich mit diesem labilen Dutschke verbrüdete.«

»Du warst einmal sein glühender Schüler«, hielt ihm Fred entgegen.

»Bloch hatte die Chance, seine Fähigkeiten in den Dienst einer neuen Philosophie zu stellen. Er zog die Annehmlichkeiten des Westens vor.«

»Ich dachte immer, die Philosophie ist den Menschen zu Diensten und nicht umgekehrt. So hast du es mir beigebracht.«

»Die Wissenschaft geht viele Wege. Wer auf seinem Standpunkt verharrt, wird von neuen Erkenntnissen überrollt. Das ist der geistige Fortschritt.«

»Irgendetwas kannst du Bloch nicht verzeihen«, drängte Fred leidenschaftlich. »Kannst du nicht verwinden, dass er damals dich, seinen besten Absolventen, in Leipzig zurückließ? Dass er dich in seine Pläne nicht einweihte? Du hast ihn beerbt, sitzt auf seinem Lehrstuhl. In Moskau fordert Gorbatschow, Lenin neu zu lesen. Das böte die Chance, auch Bloch neu zu lesen. Doch du predigst die reine Ideologie wie vor zwanzig Jahren. Blochs Irrtümer! Ich möchte darüber lachen, aber mir bleibt das Lachen im Halse stecken.«

»Unser Land hat das Recht auf einen eigenen sozialistischen Weg. Wir sind kein Appendix Moskaus.«

Für einen Gedankenblitz war Fred versucht, von Freilings Tod zu berichten, um das Ungeheuerliche mitzuteilen, es sich aus dem Leib zu schreien, aber schon in der

nächsten Sekunde ließ ihn die Furcht verstummen. Er wurde den Verdacht nicht los, dass der Alte mehr wusste, als er vorgab. Dass er möglicherweise nur darauf wartete, dass sich Fred offenbarte, dass er vielleicht sogar den Auftrag hatte, seinen Sohn auszuhorchen, ihn zu testen. Kalt widersprach Fred:

»Ich komme aus Kasachstan. Dort sieht es schlimm aus. In Weißrussland und Polen ebenso.«

»Das sozialistische System befindet sich in einer schwierigen Phase. Dennoch offenbart sich seine historische Überlegenheit von Tag zu Tag. Aus dem weltweiten Kampf der Systeme werden wir als Sieger hervorgehen, du wirst sehen.«

»Du weißt nicht, was wirklich läuft. Du hast dich in der Universität versteckt, damit du die Realität nicht wahrnehmen musst. Deine Philosophie ist nur eine Droge, um dich vor der Wirklichkeit zu drücken.«

Der Alte blieb eine Erwiderung schuldig. Betont beiläufig fragte er:

»Hast du Urlaub?«

»Ja, bis Montagabend.«

»Wohnst du bei deiner Mutter?«

»Ja.«

»Brauchst du Geld?«

»Danke der Nachfrage, nein.«

Fred warf einige Münzen auf den Tisch und stand auf.

»Tut mir leid. Ich wollte dich nicht verletzen. Mir geht so vieles durch den Kopf.«

Der Alte hob die Augen.

»Ich mache mir Sorgen um dich, Fred. Was ist bloß passiert?«

Winter ließ seinen Vater sitzen und verließ die Kantine. Von draußen sah er, dass der Professor regungslos auf die Tischplatte stierte. Er sah, dass Meinecke zu ihm trat und etwas sagte, aber er konnte es nicht verstehen.

Fred strebte zum Sammelplatz der Straßenbahnen, vor dem weißen Kubus der Oper. Wenige Minuten später fand er sich am Waldplatz, im Viertel seiner Kindheit. Die mondänen Häuser aus der Gründerzeit waren verwittert, heruntergekommen und verfallen, die Dächer gaben nach, und die oberen Stockwerke waren längst verwaist, schutzlos dem Regen und dem Wind preisgegeben. Selbst diese Wunden konnten den alten Glanz nicht gänzlich auslöschen. Das war sein Viertel, hier war er aufgewachsen, und hier fand er endlich den ersehnten Schutz. Der rissige Charme der alten Bauten flößte ihm Vertrauen ein, ein gnädiges Refugium. Er lief zu dem Haus, in dem seine Mutter wohnte. Eine Straßenbahn ratterte vorbei. Die schiefe Haustür stand sperrangelweit offen. Er nahm die wenigen Stufen der Marmortreppe nach oben und klingelte. Hinter der Tür schlurften die schweren Schritte einer älteren Frau.

»Junge!«, rief sie. »Da bist du endlich!«

Hastig schob sie die Tür auf und fiel ihm in die Arme. Ihr dunkler Schopf war von silbrigen Fäden durchwirkt. Fahrgriff strich sie eine Strähne hinters Ohr.

»Ich dachte, es sei etwas dazwischengekommen.«

»Nein«, sagte Fred und legte seine Hand auf ihren Kopf. Er überragte seine Mutter um Haupteslänge. »Ich war kurz bei meinem Erzeuger.«

Sie löste sich von ihm.

»An der Universität? Ist er immer noch der alte Stiesel?«

»Er passt gut ins rote Kloster.«

Lächelnd hakte sie sich bei ihm ein:

»Du musst Hunger haben. Bestimmt hast du Hunger. Ich habe gekocht, alles ist fertig.«

Die Frau, die eine bunte Kittelschürze trug, zog ihn in den Flur.

»Du sollst dir nicht so viel Arbeit aufhalsen«, tadelte Fred. »Jedes Mal, wenn ich auf Urlaub komme, bereitest du ein Festmahl.«

»Du bist nur sehr selten da, mein Junge. Für mich ist es ein Feiertag. Bleibst du länger?«

»Bis Montag.«

Sie strahlte.

»Gut. Nun musst du essen.«

Fred zog die Schuhe aus, achtlos warf er die Uniform in sein Zimmer. Er öffnete den Schrank, nahm eine Jeans und ein Hemd. Anschließend setzte er sich in die Küche. Die Frau schob ihm dampfende Kartoffeln vor die Nase, Bohnen und ein großes Schnitzel. Fred spürte Hunger. Seine Mutter setzte sich neben ihn.

»Willst du nichts essen?«, fragte er.

»Nein. Ich will dich ansehen.«

Er brummte und begann zu essen. Sie fragte:

»Was ist passiert? Ich sehe dir an, dass etwas nicht in Ordnung ist.«

»Ich bin müde, Mutter. Das ist alles.«

Skeptisch musterte sie ihn.

»Wie geht es Anton?«

»Wahrscheinlich wählen sie ihn bald zum Rektor. Ich habe seinen Knecht gesehen, diesen Meinecke.«

»Ein Kriecher. Von seiner Sorte gibt es an der Uni mehr als genug. Ich bin froh, dass ich da raus bin.«

»Ruft dich mein Vater manchmal an?«

»Nein, nie. Ich würde sofort auflegen. Das weiß er.«

Fred aß, die Frau schwieg. Bis sie sagte:

»Anton hat seinen Weg gewählt und ich meinen. Ich habe ihm vergeben. Immerhin ist er der Vater meines Sohnes. Aber in meinem Leben hat er nichts mehr zu suchen.«

»Du bist damals nicht an der Uni geblieben. Warum nicht?«

»Ich wollte weg. Als Professor Bloch Ende der fünfziger Jahre mit fadenscheinigen Gründen in den Ruhestand geschickt wurde, machte die Partei Jagd auf seine Schüler. Einige Kommilitonen deines Vaters wurden relegiert und

landeten im Gefängnis. Als der Professor nach dem Mauerbau im Westen blieb, setzte eine regelrechte Inquisition ein.«

»Vater wechselte die Seiten ...«

»Du musst verstehen: Der alte Bloch war mehr für ihn als ein akademischer Lehrer. Anton hat seinen Vater in Stalingrad verloren. Nach dem Krieg war Bloch der erste Mensch, der ihm neue Hoffnung gab, ihm ein Vorbild sein konnte. Als der Professor verschwand, stand nicht nur die Karriere deines Vaters auf dem Spiel. Er war enttäuscht, menschlich enttäuscht von Bloch. Darüber hat er seinen Halt verloren. Ich möchte nicht in seiner Haut stecken.«

»Hat Bloch nie versucht, nach seiner Flucht den Kontakt herzustellen?«

Die Mutter hob die Hände:

»Bloch ist nicht geflohen. Als Ulbricht den Befehl zum Mauerbau gab, befand er sich auf einer Vortragsreise im Westen. Er ist drüben geblieben, bekam eine Professur in Tübingen. Zuvor hatten ihm die Kleingeister der Partei jahrelang das Leben schwer gemacht. Er durfte nicht mehr lehren, seine Bücher wurden nicht mehr gedruckt. Er, der die Grenzen des Geistes mühelos überschritt, konnte unmöglich in ein Land zurückkehren, das seine Menschen einmauerte.«

»Aber er konnte nicht einfach alles zurücklassen ...«

»Er schätzte die Freiheit höher als das Theorem.«

Sie machte eine Pause. Leise fuhr sie fort:

»Ernst hat später versucht, uns zu erreichen. Mitte der sechziger Jahre brachte mir ein westdeutscher Geschäftsmann zur Frühjahrsmesse einen Brief mit. Wir mussten uns konspirativ treffen, denn Bloch wurde geächtet. Ich arbeitete bereits in der Deutschen Bücherei. Der Mann schrieb sich als Leser ein und steckte mir den Brief zwischen die Buchseiten.«

»Hast du es Anton erzählt?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nein, ich hatte kein Vertrauen mehr zu ihm. Ich war mit dir schwanger, doch ich ahnte, dass meine Ehe beendet war. Ich konnte nicht länger mit einem Mann zusammen sein, der nur ein Schatten dessen war, den ich kennen gelernt hatte. Er vergrub sich im Selbstmitleid und wählte seine Karriere.«

»Wäre Bloch geblieben, vielleicht wäre manches anders gekommen.«

»Das glaube ich nicht. Ernst war einer der ersten, die aus dem Land geekelt oder mundtot gemacht wurden. Einige Jahre später bekam Robert Havemann in Berlin großen Ärger. Wegen seiner ketzerischen Vorlesungen wurde er kaltgestellt. Solche Beispiele lassen sich fortsetzen, bis zu Wolf Biermann und Rudolf Bahro.«

Fred räumte seinen Teller ab.

»Willst du noch Pudding?«, fragte sie.

»Nein, lass uns weiter reden. Ich will reden. Wo ist der Brief jetzt?«

»Ich habe ihn verbrannt.«

»Aber er war an Vater gerichtet ...«

Sie schüttelte den Kopf.

»Er war an mich adressiert. Ich verbrannte ihn, damit ihn die Stasi nicht findet. Sie kamen tatsächlich wenige Tage später und stellten meine Wohnung auf den Kopf.«

»Warum hast du mir früher nichts darüber erzählt?«

»Es war zu riskant. Ich schwieg, damit Gras über die Sache wachsen konnte.«

»Und? Ist Gras darüber gewachsen?«

»Es kommt der Tag, an dem auch der Fall Bloch neu verhandelt wird. Die Philosophie hat die Aufgabe, den Menschen Hoffnung zu bringen. Ohne Hoffnung ist der Mensch nichts, egal, wie gut es ihm in materieller Hinsicht gehen mag.«

»Hast du Hoffnung?«

Die Frau nickte.



»Ich habe sie wiedergefunden. Seit Gorbatschow im Kreml ist. So, wie es ist, kann es nicht weitergehen.«

Nachdenklich heftete sich ihr Blick an den gusseisernen Ofen in der Küchenecke. Armdicke Rohre strebten zu einem Wassertank unter der Decke. Er speiste die rostigen Heizkörper auf der Etage. In der Ritze hinter dem Behälter breitete sich Schimmel aus.

»Anton urteilt über Bloch, aber er verwehrt seinen Studenten, die Originalschriften zu lesen«, hing sie ihren Gedanken nach. »Ich hatte in der Deutschen Bücherei die Gelegenheit, Blochs westdeutsche Ausgaben zu lesen. Heimlich natürlich. Sein Stil sprach mich an, beeindruckte mich. Er ist der wahre Erbe von Goethe, Kant und Fichte. Wer weiß besser als du, welches Kompliment ich damit verbinde. Bloch hegte das gleiche Misstrauen gegen die Gelehrten und ihre abgezirkelte, blutarme Logik. Manchmal hatte ich den Eindruck, er stünde den Mystikern näher als Hegel oder Marx. Es war ein riesiger Verlust, dass er im Westen blieb. Sie haben ihn vertrieben, wie sie alle vertreiben, die ihnen in die Quere kommen.«

Sie erhob sich und schlurfte in die Stube. Fred hörte, dass sie den Fernseher einschaltete. Es ertönte die Erkennungsmelodie der Abendnachrichten des westdeutschen Fernsehens. Er stellte den Teller in die Spüle und lehnte sich an das Küchenfenster. Die Farbe auf dem Rahmen war abgeblättert, das Holz rissig. Auf dem Hinterhof grünte ein alter Ahorn, helle Splitter fielen von seiner Rinde. Auf dem Nachbargrundstück saß ein junger Mann auf einer Bank, inmitten üppiger Beete. Es war fast dunkel, und der Mann hatte ein Gipsbein. Zwei Krücken standen neben ihm. Er war ein Versehrter aus dem Kampf an der vordersten Front, denn in der Nachbarvilla befand sich der medizinische Dienst der Sporthochschule. Dort kurierten die Olympioniken ihre Blessuren aus.

Fred löschte das Licht, um seiner Mutter ins Wohnzimmer

mer zu folgen. Sie schaute auf den Bildschirm, auf die Meldung: Der Staats- und Parteichef Ostdeutschlands wird im Herbst zum Besuch in Bonn erwartet.

»Ob der wohl zurückkommt?«, fragte Fred ironisch.

»Zumindest werden sie bis dahin die Krallen einziehen. Vielleicht gibt es eine Amnestie.«

Er ließ sich auf das breite Sofa fallen. An der Wand gegenüber baute sich ein alter Glasschrank auf, voller Bücher. Das war Mamas Reliquienschein, wie er als Kind zu scherzen pflegte: Goethe, Hölderlin, Tolstoi und Heines Harzreise: *Lebet wohl, ihr glatten Säle, Glatte Herren! Glatte Frauen! Auf die Berge will ich steigen, lachend auf euch nieder schaun.* Er starrte auf die wuchtigen Buchrücken, seine Brust krampfte sich zusammen:

»Mama, es ist etwas passiert. In Kasachstan.«

Sie sagte nichts. Der Fernseher lief.

»Einer von meinen Jungs ist draufgegangen. Ein technischer Fehler in einer Rakete. Wir haben nur einen Stiefel von ihm gefunden.«

Ratlos presste er die Lippen zusammen. Er hatte gedacht, man könnte es wie einen Film erzählen, aber das gibt es nur im Kino. Sie fragte:

»Machst du dir Vorwürfe?«

Stumm nickte er, mit heißer Stirn. Sie schaltete den Fernseher ab. Das Bild zitterte und zerfiel. Ein winziger Punkt glühte lange nach.

»Was ist mit seinen Eltern?«

»Keine Ahnung. Ich weiß nicht, was ihnen mitgeteilt wurde. Er kam aus dem Norden, aus Templin.«

Ruhig erhob sich die Frau aus dem Sessel, holte zwei Gläser aus dem Schrank, schlurfte in die Küche und kam mit einer dunklen Flasche Rotwein zurück. Langsam goss sie die Gläser voll.

»Willst du mehr darüber erzählen?«

Er zuckte die Schultern. Nur langsam fanden die Silben

ihren Weg auf seine Lippen. Mit trockenem Mund berichtete er von den Wachgängen, von der Fahrt nach Kasachstan, von seiner Versetzung. Sie unterbrach ihn nicht. Als er fertig war, trank er das Glas in einem Schluck aus. Die Frau suchte seine Hand, sagte flüsternd:

»Du bist so jung und musst solche Lasten tragen. Ich weiß, dass du viel Kraft hast.«

Auch sie trank. Anschließend schenkte sie ihm neu ein. Vor dem dunklen Fenster sauste eine Straßenbahn vorbei, ein neongelber Wurm. Sie fragte:

»Willst du hinfahren?«

»Wohin?«

»Zu den Eltern.«

»Nein.«

»Kennst du sie?«

»Nein.«

»Hat er von ihnen erzählt?«

»Nichts Gutes. Warum willst du das wissen?«

»Weil ich deine Mutter bin und mir vorstelle, ich wäre an ihrer Stelle. Es wäre das Mindeste, dass einer käme, um mir die Wahrheit zu bringen.«

»Ich kann es nicht. Sie wissen nichts von ihm.«

»Das kannst du ändern, mein Sohn. Du mochtest ihn, nicht wahr?«

»Ich weiß nicht. Er hat eine Menge Mist gebaut. Und doch, irgendwie ...«

»Mir machst du nichts vor. Fahr hin. Vielleicht nicht sofort, aber fahr hin. Für seine Seele, und für deine.«

Sie tranken, die Flasche leerte sich. Fred holte eine neue aus der Küche. Langsam drehte er den Korkenzieher ein. Was willst du seinen Eltern sagen? Dass ein Stiefel übrig blieb? Dass es nicht einmal ein Grab gibt? Möglicherweise haben sie einen leeren Sarg nach Templin geschickt, um den Eltern weiszumachen, sie könnten den Jungen in der Heimat begraben. Für einen Stiefel braucht man nur ein

kleines Loch. Bestimmt haben sie eine Urne geschickt, das ist unauffälliger. Ob Tom überhaupt ein Grab hat? Das wäre tatsächlich ein Grund, nach Templin zu fahren. Um nachzuschauen, ob er seine Ruhe gefunden hat. Ob Blumen am Grab stehen. Ob jemand an ihn denkt, heute, in ein paar Wochen, mit den Jahren? Hatte er Geschwister? Keine Ahnung. Großeltern? Freunde?

Fred packte die Flasche am Hals und trug sie ins Wohnzimmer. Seine Mutter kniete vor dem Schrank. Sie wühlte in den Büchern, zog ein Bändchen heraus. Sie fand ein Lesezeichen und las laut:

»*Nah ist und schwer zu fassen der Gott. Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch.*«

Sie sagte:

»So sammelt jede Jugend ihre Verzweiflung. Vergiss nicht, das Leben geht weiter.«

»Ich weiß. Irgendwie.«

Er ließ die Gläser volllaufen, dabei sagte er:

»Lass uns später weiterreden. Ich möchte jetzt allein sein.«

»Kein Problem. Ich muss ohnehin einen Brief schreiben. Danach gehe ich ins Bett. Wenn du willst, kannst du mich jederzeit wecken.«

In seinem Zimmer ließ er sich auf die Liege fallen. *Wo aber Gefahr ist, wächst das Rettende auch*, hatte Hölderlin geschrieben. Es meinte: *Wenn die Nacht am tiefsten ist, ist der Tag am nächsten*. Fred kramte eine Schallplatte aus dem Regal, das Cover zeigte eine chaotische Collage aus Zeitungsfotos. Die schwarze Scheibe rutschte heraus, vorsichtig legte er sie auf den Plattenteller, senkte den Tonabnehmer auf die Rille. Im Lautsprecher knackte es, quietschender Gitarrensound wehte heraus, eine dramatische Fanfare: *So viel Kraft hast du nicht, so viel kannst du nicht geben*. Müde fuhr er sich mit der Hand über die Augen, stellte das Gerät wieder ab. Diese Musik müsste er laut hören, dröhnend, aber dann

würde der Alte aus dem ersten Stock zeternd vor der Tür stehen, um sich zu beschweren. Oder er rief gleich die Polizei. Einsatz der Staatsmacht gegen *Ton Steine Scherben*.

Fred holte die Tasche, die er mit der Uniform achtlos in die Ecke geworfen hatte, zog den Reißverschluss auf und brachte das Büchlein zum Vorschein, das Einzige, was von Thomas Freiling geblieben war. Er hatte es in der Funkstation gefunden, als er die Geräte demontierte, um die Technik zu reinigen und an die Russen zu übergeben. *Wirkt nicht jenes Leben überhaupt als das beste, das gewaltfrei verläuft? Als sein eigener Herr, unabhängig, ungebunden, wildwachsend, wenigstens nach eigenem Maß wachsend.*

Er öffnete das Fenster. Der Wein hatte ihn leicht benebelt, durch die frische Abendluft schöpfte er neuen Atem. Das Licht über der Stadt glitt in Schwermut ab, es lockte ihn hinaus aus dem dunklen Raum, in dem er sich eingengt fühlte, zerrissen und ohne Halt. Freilings Tod hatte alles mitgenommen, alle Illusionen und alle Hoffnungen. Fred konnte fühlen, dass auch in ihm der mörderische Sprengkopf gewütet hatte. Äußerlich lief er unbeschadet umher, doch in seinem Innern herrschte das Nichts. Er war eine wandelnde Hülle um die Asche, die das Feuer hinterlassen hatte.

Er lief hinaus, durch die verwitterten Straßen, ins Rosental, wo späte Dämmerung zwischen den Bäumen nistete. Zwei alte Leute humpelten am Rand der großen Wiese entlang, mit prallen Einkaufsnetzen, offenbar schleppten sie ihren Ostereinkauf heim. Fred schlenderte an den hohen Eichen vorbei, deren Stämme den Halbwüchsigen als Torpfosten gedient hatten, so oft. Er lief breite Wege durch den Stadtwald, und über ihm berührten sich die Kronen, die das erste, zarte Grün des Frühlings trugen. Süßer Duft von wildem Knoblauch schwebte durchs Gebüsch. Er erreichte das Freigehege am Zoo. Dort standen Kamele, stoisch kauend, und aasiger Hyänengeruch kroch ihm in die Nase.

Lange saß er auf einer Parkbank, wartete darauf, dass die Dunkelheit ihren segnenden Mantel auslegte. Während der ganzen Zeit kam kein Mensch vorbei, lediglich eine dürre Katze strich kläglich miauend um seine Beine.

Die Nacht hatte das Zepter übernommen, als er sich zum Rückweg aufmachte, quer durch das Unterholz. Hier kannte er jeden Zweig, das war der Dschungel seiner Kindheit. An der Brücke über den Elstergraben klopfte er sich die Schuhe ab. Das Haus begrüßte ihn wie eine Höhle. Vorsichtig schob er den Schlüssel in die Wohnungstür. Bemüht, keinen Lärm zu machen, schlich er in sein Zimmer. Er knipste die kleine Lampe auf seinem Schreibtisch an, und augenblicklich spürte er die Veränderung. Er konnte die Augen schließen und mit schlafwandlerischer Sicherheit zu der Stelle finden, wo er die Ursache dieser Veränderung wusste, aber er drehte sich nicht um, sondern sagte nur:

»Anne.«

»Ich bin hier.«

Sie saß am Ofen, die Beine übereinandergeschlagen. In dem tiefen, halbdunklen Raum wirkten ihre Augen übergroß. Sie hatte ihre schulterlangen braunen Haare straff zurückgekämmt, dass es schien, als trüge sie eine Kappe. Er versuchte ein Lächeln. Ohne Vorwurf fragte sie:

»Warum hast du mir nicht Bescheid gesagt?«

»Ich war unsicher«, erwiderte er wahrheitsgemäß. »Hat dich meine Mutter angerufen?«

»Ja, gestern. Sie meinte, etwas stimmt nicht mit dir. Sie hat recht gehabt.«

Er machte einen Schritt zu ihr, spürte den Sog, der Rest war ein Kinderspiel. Er kniete sich hin und legte seinen Kopf in ihren Schoß.

»Frag nicht. Ich bin jedenfalls froh, dass du da bist.«

Sie legte ihre Hand auf seinen Schopf, ließ die kurzen Haare durch ihre Finger gleiten.

»Ich bin auch froh. Ich hatte befürchtet, dass du mich wegschickst.«

Sie schwieg. Er vergrub sich in ihrer Wärme. Langsam, ganz langsam füllte sich das Nichts. Er war nicht am Ende, nein, denn Anne war bei ihm. Ihre Hand wanderte über seinen Kopf bis in den Nacken, tastete die Halswirbel entlang. In ihm stieg die Flut, ihm fehlte die Kraft, den Damm zu halten; und endlich, zum ersten Mal seit Freilings Tod, war ausreichend Leben in ihm für Tränen. Er wehrte sich nicht, begann hemmungslos zu schluchzen. Gierig fraß sich die Nässe in den dicken Stoff, und mit ihr das Elend, das sich in ihm aufgestaut hatte.

»Ich will nicht wissen, was geschehen ist«, hauchte sie leise. »Erzähl es mir später.«

Er hob den Kopf. Ernst blickten ihre graugrünen Augen auf ihn herab. Ihr Antlitz war nah und über ihm, und sie tauchte herunter, um ihn zu küssen.

»Ich lebe«, sagte er hinterher. »Das verdanke ich dir.«

Sie lächelte und flüsterte:

»Hör auf, Süßholz zu raspeln. Wo hast du den Wein versteckt?«

»Wein?«

»Du hast Wein getrunken. Ich schmecke es.«

»Er steht am Bett. Willst du welchen?«

»Meinst du, ich mache mich von Berlin auf den Weg, um auf dem Trockenen zu sitzen? Bist mir ein schöner Gastgeber!«

Er langte nach der Flasche. Sie küsste ihn, nahm den Wein und füllte sein Glas. Er dachte: Jetzt bist du auf der sicheren Seite. Heute kann dir nichts mehr passieren. Ein normales Leben, es ist möglich, trotz allem. Ruhiger Wein floss in seine Kehle, mit dem Effekt von Baldrian. Er sagte:

»Ich hätte dich anrufen sollen.«

»Lass das. Es ist, wie es ist. Gut?«

»Gut.«

Anne ging zum Plattenspieler, hob die Scheibe hoch, um das Etikett zu lesen. Mit geschicktem Griff ließ sie *Ton Steine Scherben* in der Hülle verschwinden. Sie wühlte in den Platten, hielt Arien hoch, gesungen von *Caruso*. Er nickte, legte sich aufs Bett, das Glas in der Hand. Anne ließ den Plattenspieler anlaufen, staubte sorgsam die Rille ab. Er sagte:

»Solche Stimmen, die gibt es gar nicht mehr.«

»Heute gibt es andere Stimmen.«

Caruso sang von einer Stadt namens Brindisi. Es klang wie aus dem Leierkasten. Scheißegal, dachte Fred. Wenn sie nur zu dir kommt. Anne schmiegte sich an ihn, lang, in ihrer vollen Länge. Ihre Haare kitzelten auf seinem Arm. Sie stießen an, Anne hielt die Flasche, als wäre sie eine Trophäe.

»Übrigens: Ich habe den Job in der Charité bekommen«, sagte sie. Es klang wie ein kleiner Sieg. »Seit einer Woche bin ich auf der Kinderstation.«

»Und?«

»Der Oberarzt scheint zufrieden zu sein. Er will sich bis zum Sommer ansehen, wie ich arbeite, und danach entscheiden, ob er an der Uni ein gutes Wort für mich einlegt.«

»Gute Ärzte werden immer gebraucht.«

»Zum Medizinstudium wird nicht jeder zugelassen, die sieben ordentlich aus.«

»Wie meinst du das?«

»Ich bin eine ausgebildete Krankenschwester. Ich habe ein erstklassiges Abitur. Es gibt keinen Grund, mich nicht zu immatrikulieren. Trotzdem haben sie mich zum dritten Mal abgelehnt.«

Caruso beschwor seine Mutter oder irgendeine Mutter: *Addio alla Madre*.

»Haben sie dir erklärt, warum nicht?«

»Seltsamerweise wurde ich zu einem Gespräch beim



Klinikchef geladen. Er wusste, dass ich beim Kirchentag als Sanitäterin gearbeitet habe.«

»Was wirst du tun?«

»Nichts. Warten und hoffen. Was bleibt mir übrig? Was tust du?«

»Dasselbe. Ich warte auf den Sommer, auf sein Ende. Dann darf ich nach Hause gehen.«

»Setz nicht zu viele Hoffnungen in diesen Tag.«

Anne schluckte und stellte die Flasche auf den Boden. Sie schickte ihm einen Blick, dass er ahnte, sie hatte etwas auf dem Herzen.

»Ich bin hergekommen, um dich abzuholen. Zu einer Party.«

»Eine Party«, wiederholte er lustlos. »Dafür bin ich immer zu haben.«

»In Lehnitz. Gisela gibt ihren Abschied. Übermorgen. Wir sind eingeladen.«

»Ich kann nicht. Noch eine Trauerfeier, das stehe ich nicht durch.«

»Nein, keine Trauer. Wir wollen fröhlich feiern. Darauf hat sie bestanden. Sie stirbt nicht, sie geht in den Westen, zu ihrer Tante nach Wiesbaden.«

Wiesbaden. Wiesbaden. In Freds Hirn summt eine Endlosschleife. Unkonzentriert fragte er:

»Ist das nicht dasselbe?«

»Hör mir zu! Du musst unter Leute, unter die richtigen Leute. Hör auf, dich zu vergraben, egal, was dir auf der Seele brennt.«

»Ich möchte hierbleiben, mit dir.«

»Keine Chance. Ich habe Gisela versprochen, dass wir kommen.«

»Du redest dich raus.«

Sie lächelte, ein scharfer Zug trat um ihren Mund.

»Stimmt, du Schelm. Ich will dabei sein, wenn sie sich verabschiedet. Und ich möchte dich an meiner

Seite haben, mein Hyperion.«

»Ich werde saufen, ohne Ende.«

»Gut.«

»Ich werde nicht mehr ansprechbar sein. Ich werde in die Ecke kotzen. Ich werde eine Schlägerei beginnen. Ich werde Judenwitze erzählen.«

»Du spinnst. Du wirst an meiner Seite sitzen, meine Hand halten. Weil du weißt, was Gisela für mich bedeutet. Also?«

Fred drehte den Kopf zur Seite. Vor dem Fenster leuchtete eine bleiche Straßenlaterne. In ihrem Licht sah er, dass sich ein leichter Regen aufgemacht hatte. Annes Leib drückte gegen seinen Körper, überall zugleich.

»Ich liebe dich, Anne.«

Er suchte ihre Augen. Sie legte ihre Hand über sein Gesicht.

»Sieh mich nicht so an.«

Augenblicklich gab sie ihn frei. Weil ihn die Tischlampe blendete, kniff er die Lider zusammen. Er sagte:

»Es regnet.«

Den Rest übernahm Caruso. Anne konnte gerade noch das Glas auffangen, das Fred zu entgleiten drohte, als er ohne Übergang einschlieﬀ. Sein Haupt sank zur Seite, und er hatte keine Träume. Einige Minuten betrachtete ihn das Mädchen, dann rutschte es vom Bett. Es lächelte, als es den Raum verließ und ins Zimmer der Frau ging. Die Mutter lag auf der Couch und las in einem Buch.

»Komm rein«, sagte sie freundlich. »Schläft er?«

\* \* \*

Es war das klirrende Geräusch eines Lieferwagens, das Fred Winter weckte, ohne dass er sofort erwachte. Er lag auf dem Bett, lang und schwer und warm, von der Seite her, wo sich Anne an ihn drängte. Vorsichtig setzte er

sich auf, musterte die Lichtreflexe der Autos, die draußen vorbeifuhren: helle, tanzende Fetzen auf der Wand. Es waren nicht viele Fahrzeuge, ein schwerer Lastkraftwagen russischer Bauart, das hörte man am Motor; ein Trabant, dessen asthmatischer Husten durch die Straße keuchte; ein surrendes Motorrad. Anschließend kehrte Stille ein. Das bleiche Licht der Laterne vorm Haus fiel in die hohen Fenster, gefror an den Scheiben, an den Gardinen, auf dem Bett. Anne hatte sich unter einer Decke eingerollt. Fred sah die geschwungene Linie der Schulter, das feine Schlüsselbein und den Ansatz der kleinen Brust, und ihm fiel ein, wie oft er sich neben sie gewünscht hatte, in einsamen Wchnächten oder auch am Tag, wie eine Halluzination. Er war versucht, sie zu berühren, die Kontur des Knochens über der Brust mit den Fingern abzufahren. Etwas hinderte ihn daran. Er dachte an den Traum, den er in Aschuluk gehabt hatte. Angst sprang ihn an, dass dies hier der Traum war, und wenn er erwachte, würde er sie bei den Dünen sehen. Sofort hatte er die explodierende Steppe vor Augen, die Kampffjets, mitsamt dem ohrenbetäubenden Lärm der Triebwerke und der Bordkanonen; und die steigende Rakete, schlingernd, seitlich ausbrechend, auseinanderbrechend, eine glühende Faust. Panisch kam er aus dem Bett, sackte auf der Kante zusammen, hämmerndes Blut hinter der Stirn. Eindringlich massierte er seine Schläfen. Das half. Er erkannte, wo er sich befand, und es war das Licht der Straßenlaterne, das ihn vollends beruhigte, zurückbrachte in die Wirklichkeit.

Anne schlief fest, sanft hob sich ihre Brust mit jedem Luftzug, leise zischend. Fred stand auf und trat ans Fenster. Die Straße lag still, eine schwarze und weiße Schablone. Gegenüber gähnte das dunkle Schaufenster einer Fleischei, daneben das windschiefe Tor zu einem Wirtschaftshof. Er sah das Drogeriegeschäft an der Ecke und einen Jungen, der heimlich durch die dunklen Straßen schlich. Sein Ziel

war das große Stadion, das sich hinter dem Karree türmte, ein symmetrisch aufsteigender Vulkan aus Kriegstrümmern, mit dichten Büschen an den Hängen. Er sah den Jungen auf der endlosen Treppe, um einmal in der Mitte des Rasens zu stehen, im Zentrum des Hexenkessels von hunderttausend Kehlen. Der Platzwart war ein alter, fuchsigiger Knochen. Keine Minute später kam er angehumpelt, drohte wütend mit der Faust. Hastig rannte der Junge den Kegel hinauf, unzählige Stufen, aber das war es wert gewesen.

Fred wischte die Erinnerung beiseite. Damals hatte er noch nicht hinter die Kulissen geschaut, hatte nichts begriffen. Jetzt war er von einer weiten Reise zurückgekehrt und hatte Dinge gesehen, die normalerweise im Verborgenen bleiben. Überall erkannte er die Fratze des Krieges. Dieses Viertel, diese Stadt, dieses Land lagen im Schatten einer tödlichen Maschine. Die Bilder aus glücklichen Kindheitstagen zerrannen zur Illusion. Er fühlte sich fremd und zerrissen, denn er besaß ein Wissen, das ihn von den anderen schied. Mitten im vermeintlichen Frieden hatte er den Tod erblickt, ohne Erbarmen, damit waren die Sorglosigkeit und alle Illusionen am Ende. Er lebte, doch er konnte den Toten sehen, Thomas Freiling, und er wusste, dass die Maschine, die Tom getötet hatte, immer mehr Menschenfleisch verlangte. In ihrer Logik kamen Mord, Zerstörung und Elend zwangsläufig über die Welt. Er hatte das Gespenst gesehen, er war Zeuge der geheimen Bruderschaft der heiligen Atombombe, Waffenbrüder aus Ost und West in Eintracht vereint an einer Tafelrunde, Bild vom Spiegelbild und umgekehrt, da wusch eine Hand die andere. Auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs lauerte derselbe gigantische Apparat, züchtete sich gegenseitig, ausschließlich dazu geschaffen, um in einer Sekunde mehr Ernten zu vernichten, als die Menschheit jemals säen konnte. Thomas Freiling war ein Saatkorn gewesen, ein

winziges, gerade erwachsen genug, um ein Buch zu halten und eine Waffe. Neunzehn Jahre, da steht man am Anfang, da befindet sich der Mensch in der Vorbereitung. Behutsam schälen sich die Wege des späteren Lebens aus den kindlichen Nebeln. Es ist das Alter der malerischsten Pläne, der am höchsten fliegenden Erwartungen und der ungebrochenen Hoffnung. Mit einem Donnerschlag war dies alles vom Tisch. Vernichtet. Neunzehn Jahre, die niemals einen Sinn ergaben. Du bist müde, sagte Fred zu sich, den Kopf an das kühle Fenster gelehnt. Leg dich zu ihr und hol dir ein Stück des Lebens, das du so vermisst hast, das du immer noch vermisst. Anne bewegte sich. Im Schlaf drehte sie sich auf die Seite. Fred ging zum Bett, aber er konnte sie nicht anrühren, obwohl die Decke den schlanken Körper des Mädchen vollends freigab, helle Haut im hellen Schein der Laterne. Fred betrachtete Anne, er begriff, dass er davongekommen war. Vielleicht lag darin der tiefere Sinn dieser Tragödie, denn der ewige Schnitter fällt nicht nur einen Menschen, sondern er zieht auch einen seltsamen Bann um die Zeugen. Wer dem Tod einmal in die leeren Augenhöhlen gesehen hat, der ahnt, dass leben eine Pflicht erfüllen heißt. Dass es keine Zeit zu verschwenden gilt. Dass es überhaupt keine Zeit mehr gibt für einen Aufschub oder für eine Ausrede. Fred fiel ein, dass er Freiling versprochen hatte, am Ende jenes Tages ein Kreuz zu machen. Das war leicht dahingesagt und doch prophetisch: Nun stand dieses Kreuz wuchtig und unübersehbar in seinem Leben. Nun hatte auch er, der junge Mann Fred Winter, sein Golgatha gefunden, inmitten der kasachischen Steppe.

Auf Zehenspitzen schlich sich Fred aus dem Zimmer. Er streifte Schuhe über, schob vorsichtig die Wohnungstür auf und stieg über knarrende Holzbohlen hoch, die gewundene Wendeltreppe bis unters Dach des alten, mondänen Hauses. Er machte kein Licht, das war nicht notwendig. Beim Aufstieg streifte er leere Wohnungen, aus denen der modrige

Geruch von Schimmel und Fäulnis drang. Das Dach war ein Sieb, langsam fraß sich der Regen nach unten durch. Fred hörte ein kratzendes Geräusch. Das konnten Ratten oder Tauben sein, denn auch die Fenster waren kaputt. Er ließ die verwaisten Räume hinter sich und erreichte den Turm, der das Eckhaus zierte. Die brüchigen Streben waren fast vollständig verwittert, auch am Turm fehlten Glas und Ziegel, Schimmel hatte die Holzteile zerfressen. Er musste aufpassen, leicht konnte er abrutschen, dann brach die wacklige Konstruktion weg, auf dem abschüssigen Dach war an Halt nicht zu denken. Vorsichtig streckte er den Kopf über die Zinnen. Von oben hatte man einen wunderbaren Überblick über weite Teile der Stadt: auf das Hotel Merkur am Bahnhof, auf die Signallichter am Schornstein des Kraftwerks im Süden und auf die blinkenden Funken am Hochhaus der Universität. Verächtlich dachte er an die Begegnung mit seinem Vater. Wahrscheinlich hockte der Alte zu dieser nächtlichen Stunde in seinem Büro, um die Planzahlen für das nächste Semester auszurechnen. Dieser Erbsenzähler, nannte sich Philosoph. Was bedeutete sein Gerede gegen ein ehrliches Wort? Und überhaupt: Was waren zweitausend Jahre Philosophie gegen einen einzigen klaren Gedanken? Gegen einen einzigen echten Menschen?

Warmer Nachtwind wehte heran. Gierig sog Fred die frühlingschwangere Luft ein. Eine Eule schwebte über das Dach, offenbar hatte sie sich aus dem Rosental verirrt. Vom Hauptbahnhof drang Rangierlärm, quietschende Waggons und klirrendes Eisen. In der Jahnallee rührte eine Straßenbahn, sie entfernte sich stadtauswärts, zur Zeppelinbrücke über das Elsterflutbecken, nach Lindenau und zu den Neubaublocks von Grünau. Das Geräusch verebbte im sorglosen Schnarchen der schlafenden Stadt. Fred rieb sich die Augen. Er war jetzt müde genug, um zu schlafen. Ein tröstlicher Gedanke. Er kroch aus dem Turm und lief nach

unten. Anne schlief, als er sich neben sie legte. Zumindest tat sie so, denn kaum hatte er sich ausgestreckt, fragte sie:

»Wo warst du?«

»Weit weg.«

»Zu weit?«

»Nein.«

»Jetzt bist du hier.«

»Ja.«

Sie stützte sich auf den Ellenbogen. Ihre Silhouette schob sich vor die grelle Straßenlaterne. Sie sagte:

»Ich sehe alles und du nichts.«

Sie beugte sich über ihn, er spürte ihre Lippen.

»Also bin ich im Vorteil«, flüsterte sie. »Mach dir nichts draus.«

Er legte seine Hand auf ihre Schulter.

»Es ist alles an seinem Platz.«

»Ja. Du kannst es fühlen.«

Seine Finger tasteten über glatte Haut. Ein kaum merkliches Zittern kam aus ihrer Tiefe.

»Ist dir kalt, Anne?«

Ihre Stimme vibrierte:

»Im Gegenteil. Wenn du noch lange grübelst, koche ich über.«